

Die Dialektik von Kollektivierung und Individualisierung: am Beispiel der Paarbeziehung

Hondrich, Karl Otto

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hondrich, K. O. (1997). Die Dialektik von Kollektivierung und Individualisierung: am Beispiel der Paarbeziehung. In S. Hradil (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996* (S. 298-308). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-140078>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die Dialektik von Kollektivisierung und Individualisierung – am Beispiel der Paarbeziehung

Karl Otto Hondrich

Kein anderer Begriff hat sich zur Kennzeichnung von gesellschaftlicher Modernisierung und Fortschritt so selbstverständlich durchgesetzt wie der der Individualisierung – verstanden als »Freisetzung von traditionellen Bindungen«. Das kann viel heißen: daß die Menschen sich vereinzeln oder einzigartig werden oder selbstsüchtig werden oder selbständig werden. In der Diskussion haben die Vertreter der »Individualisierungsthese« allerdings präzisiert, daß sie all dies nicht meinen. Als Soziologen sehen sie hinter die Individuen, auf gesellschaftlichen Strukturwandel. Ihre Vorstellung davon ist die einer Gesellschaft, die ihre Grundstruktur von herkunftsbestimmten auf wählbare Bindungen umstellt. Darin ist die Vision vermehrter und vergrößerter Optionen – und Risiken – enthalten.

Auf diese Botschaft sind wir bestens eingestimmt. Mit der soziologischen Muttermilch haben wir sie eingesogen. Von Marx bis Parsons haben die Klassiker es wieder und wieder variiert: daß die Menschen ihre askriptiven Bindungen verlieren und sich ihre Bindungswelt durch eigene Leistung – achievement – neu erschaffen müssen. Das entspricht durch und durch unserem zeitgenössischen Lebensgefühl. Es scheint evident zu sein: Was früher vorentschieden war, kann heute so oder so entschieden werden. Was früher durch Norm festgelegt war, ist es heute nicht mehr. Was früher kollektiv entschieden wurde, wird heute individuell entschieden: ob ich im Stand der Ehe oder unverheiratet zusammenlebe, ob ich Wehrdienst oder Zivildienst leiste, ob ich studiere oder eine Lehre mache. Ich entscheide nicht nur darüber, ich *muß* entscheiden, anders als meine Eltern oder Großeltern, denen der Zwang zu diesen Entscheidungen durch vorgängige soziale Zwänge abgenommen war.

Auch in der modernen Welt gibt es soziale Zwänge: aber – aus der Sicht von Individualisierungstheoretikern – nur noch als Restbestand von Traditionen,

als Randbedingungen des Wählens und als Zwang zur Wahl (Beck/Beck-Gernsheim in der Auseinandersetzung mit Burkart 1993: 178-87). Aufgezwungene Entscheidungen – etwa sich scheiden zu lassen – setzen sie freien Entscheidungen gleich. So erscheint *jedes* soziale Handeln, auch das erzwungene, als Vergrößerung von Wahlmöglichkeiten. *Jede* soziale Veränderung wird zur Individualisierung.

Ein Immunisierungsvorwurf kann allerdings der Beliebtheit der Individualisierungsthese keinen Abbruch tun. Wissenschaftliche Thesen werden nicht verworfen, weil sie empirisch widerlegt oder methodologisch anfechtbar sind. Sie gelten, solange sie einem kollektiven Lebensgefühl entsprechen. Und keine These schmiegt sich unserem Selbstgefühl – Ihrem und meinem, wenn Sie wollen dem Zeitgeist – so nahtlos an wie die Individualisierungsthese.

Wie schwer es ist, dazu auf Distanz zu gehen, wird gerade in dem Bemühen der Kritiker deutlich (zum Beispiel in dem verdienstvollen Versuch von Günter Burkart, das Individualisierungstheorem empirisch am Beispiel von Elternschaft in den USA zu prüfen). Nicht alles, was als Indikator eines allgemeinen Individualisierungsprozesses angesehen wird, zeigt tatsächlich Individualisierung an, argumentiert Burkart. Genau! Aber was zeigt es dann an?

Dafür fehlt uns der Begriff. Solange die Kritik nur behauptet, daß die alten Zwänge und Bindungen aus Klassen-, Schicht- oder Milieuzugehörigkeit doch noch gelten und eventuell stärker sind als neue Freiheiten, argumentiert sie aus der Vergangenheit, aus der Defensive heraus. Bei dem Versuch, die Individualisierungsthese zu widerlegen, bleibt sie in deren Bann. Die angemessene wissenschaftliche Beschäftigung mit der Individualisierungsthese ist deshalb nicht der Versuch, sie zu widerlegen, sondern der Versuch, sie in einen andern, weiteren Rahmen zu stellen – und damit den von ihr ausgeblendeten Aspekten der Realität zu ihrem Recht zu verhelfen.

Aber welchen Begriff sollen wir uns von diesen Aspekten machen? Vergemeinschaftung? Zu eng. Vergesellschaftung? Zu weit. Kollektivierung? Politisch und negativ besetzt. Die Schwierigkeit bei der Suche nach einem Gegen- oder Ergänzungsbegriff zu Individualisierung ist selbst ein Zeichen – ein Zeichen dafür, wie stark der Individualisierungsbegriff unsere Vorstellung von sozialem Wandel besetzt hält.

Für heute habe ich nach langem Überlegen den Begriff der Kollektivisierung gewählt. Eine sprachlich häßliche und unoriginelle Verlegenheitslösung. Den Vorteil hat sie, daß sie sich jeder Definition von Individualisierung spiegelbildlich anpaßt. Will man unter Individualisierung Freisetzung von traditionellen Bindungen und Zwängen verstehen, dann heißt Kollektivisierung Einbindung in Traditionen und Zwänge. Soll Individualisierung Erweiterung von

Wahlmöglichkeiten bedeuten, dann bedeutet Kollektivisierung deren Verengung. Undsoweiter.

Meine These lautet nun, gegen die Individualisierungstheoretiker: Die strukturellen Wandlungen in modernen Gesellschaften werden radikal – an der Wurzel – falsch verstanden, wenn sie als Individualisierung beschrieben werden. Sie sind immer, zugleich und gegenläufig, Individualisierung und Kollektivisierung. Kollektivisierung treibt Individualisierung hervor – und umgekehrt.

Merkwürdigerweise ging der soziologische Blick bisher vorwiegend nur in eine Richtung, von Kollektivisierung zu Individualisierung. Georg Simmel hat uns gezeigt, wie aus der Erweiterung und Überschneidung sozialer Kreise, also aus Kollektivisierung, das Individuum mit seinen Wahlmöglichkeiten entsteht. Erving Goffman hat genau beobachtet, wie die Menschen in einer psychiatrischen Anstalt unter verstärktem Zwang sich ihre individuellen Freiräume schaffen. Und ein junger französischer Soziologe, Jean-Claude Kaufmann, hat dasselbe jüngst – in einer meisterlichen Studie – für Paare beschrieben, die einen gemeinsamen Haushalt gründen. Die Zwänge im eigenen Heim sind vielleicht subtiler als die im Heim für psychisch Kranke – die Individualisierungsbestrebungen hier wie dort sind aber durchaus vergleichbar.

Hier, beim häuslichen Paar und seiner Wäsche, setze ich an. Ich könnte auch von einem Fußballverein, einer Kirchengemeinde, einer Autofabrik oder einem Staat ausgehen. Individualisierung und Kollektivisierung finden sich überall. Wichtig ist es, die Blickrichtung zu verändern, die Frage anders zu stellen: Was folgt aus Individualisierung, oder: was wird aus Bindungen und Zwängen, die im Zuge von Individualisierung auf- oder abgelöst werden? Betrachten wir zunächst, was bei der Bildung des Paares, später, was bei seiner Trennung geschieht.

1. Den ersten Weg, den die individualisierten Bindungen nehmen, nenne ich: Die Bildung des gehobenen Konsens. Das zusammenziehende Paar macht sich die Befreiung aus traditionellen Rollenvorgaben – Individualisierung – als hohen Wert zu eigen. Es fürchtet nicht Tod und Teufel, sondern nur zwei Dinge: daß es als Paar so werde wie seine Eltern, also traditionsbestimmt, und daß jeder der beiden sein individuelles Ich an das gemeinsame Ich, also das Paar verliere. Deshalb wird alles was möglich ist so lange wie möglich aus dem gemeinsamen Paarbetrieb ausgespart, Wäschewaschen und Bügeln zum Beispiel. Und wenn dann endlich doch die Waschmaschine gekauft ist – ein schwerer Symbol-Akt der Vergemeinschaftung –, folgen daraus neue Differenzen: der eine will bei 60 Grad waschen, die andere bei 30, der

eine plädiert für Trockner, die andere für Wäscheleine, die eine bügelt die Jeans, für den Partner ist dies ein kleinbürgerlicher Horror, die eine häufelt die Höschen nach Größe und Farbe, der andere wirft sie achtlos in den Schrank.

Jeder weiß, wie schwer in diesen Dingen der Weg zum Konsens ist. Wenn man sich nicht einigen kann, verzichtet man auf gemeinsame Entscheidungen. Jeder macht es so, wie er – oder sie – will. Individualisierung ist die Lösung eines Konsens-Problems – durch einen höheren, oft unausgesprochenen Konsens. Es kann auch, wie Alois Hahn brilliant gezeigt hat, eine Konsensfiktion sein. Mit ihrer Individualisierungs-Entscheidung haben die beiden im Paar zugleich eine Kollektivisierung geleistet, sogar eine mehrfache: Sie haben sich geeinigt, daß sie in bezug auf die Wäsche keine Einigkeit haben; zweitens daß das nicht so schlimm ist, drittens daß jeder seine eigene Wäsche macht, viertens daß sie die Unordnung oder den Ordnungsfimmel ihres Partners tolerieren, fünftens daß sie auf seine Schrankseite nicht übergreifen, sechstens daß sie trotz Differenzen weiter zusammenleben. Schon über einer einzigen internen Individualisierung hat das Paar einen vielschichtigen Konsens höherer Ordnung errichtet. Es hat die Optionen für den einzelnen erweitert und zugleich eingeschränkt. Er hat nun nicht mehr die Wahl, sich in puncto Wäscheordnung einen Partner nach seinem Ebenbild zu schaffen. Zugleich haben die beiden den zarten Keim für eine eigene, dem Paar eigene Tradition des Wäscheordnens gelegt. Wird er sprießen?

2. Mit dieser Frage kommt der zweite Weg, den die traditionellen Rollen gehen können, in den Blick. Ich nenne ihn: Durch die Auflösung zurück in die alte Ordnung! Merkwürdigerweise greifen der junge Mann und die junge Frau bei ihren Individualisierungsbewegungen auf ihre Herkunftsbindungen zurück. Denn die individuelle Ordentlichkeit oder Schlampigkeit, auf der jeder beharrt, kommt ja nicht von ungefähr. Was wir hier als Individualisierung innerhalb des Paares beobachten, ist der Zusammenprall zweier vorgängiger geschlechtsspezifischer Ordnungsmuster aus den Herkunftsfamilien. Das Ergebnis ist entweder, wie eben gezeigt, Zusammenführung zu einer höheren Ordnung, die die Widersprüche enthält.

Oder aber es passiert etwas anderes: Eines Tages ist die junge Frau es leid, sich über das Wäscheknäuel ihres Mannes neben ihrem säuberlichen Stapel zu ärgern. Sie legt selbst Hand an, um Ordnung zu schaffen – wie es ihre Mutter bei ihrem Vater getan hat. Unversehens ist man wieder angelangt bei den traditionellen, oft verhaßten Rollen. Die Beharrungskraft des Alten, werden Sie vielleicht sagen, ist doch ein alter Hut. Aber mir geht es um einen anderen Punkt: um den aktiven Part, den Individualisierung bei der Herstellung und

Wiederherstellung von Traditionen spielt. Zitat Kaufmann: »Die Reproduktion früherer Rollenmuster ist nicht einfach ein Erbe der Tradition, sondern resultiert zum größten Teil aus der Konstruktionsarbeit der Akteure selbst, die ihrerseits eine Reaktion auf eine bestimmte partnerschaftliche Situation darstellt. Sie begnügen sich nicht einfach damit, diese Rollen zu übernehmen, sondern erfinden sie auf ihre Weise neu« (Kaufmann 1994: 117).

3. Natürlich sind das unbewußte, ungewollte Prozesse. Vergemeinschaftung kommt auf leisen Sohlen, hinter dem Rücken der Beteiligten. Trotzdem sind die Vorgänge nichts Innerliches und Unsichtbares. Im Gegenteil, es handelt sich um äußerliche und sichtbare Gesten, die aber ihrer Trivialität wegen in ihrer Bedeutung nicht erkannt werden. Aus wiederholten Gesten bilden sich Gewohnheiten, neue und alte Herkunftsgewohnheiten verschmelzen und unterwandern die guten Vorsätze, mit denen man angetreten ist, etwa das normative Programm einer partnerschaftlichen Ehe mit strikter Gleichverteilung der Hausarbeit. Weil sie zu den manifesten Werten des Paares in Widerspruch stehen, *müssen* traditionale Handlungsmuster in die Latenz gedrängt werden. Dort leben sie weiter – wie lange, wie bösartig, wie wohltuend, das sind offene empirische Fragen. Verdrängung ist, für Herkunftsbindungen, ein dritter Weg.

Eine Zwischenbemerkung: Wenn die drei Formen der Kollektivisierung, die ich bisher erwähnt habe – der gehobene Konsens, die Rückwendung zu traditionellen Mustern und die Verdrängung – von Individualisierung immer mit produziert werden, dann könnten sie als eine Art Begleitschutz angesehen werden. Das Paar schützen sie davor, an den eigenen Individualisierungen zugrunde zu gehen. Und mein Modell der Dialektik von Kollektivisierung und Individualisierung würden sie gegen Widerlegung immun machen. Das wäre dann doch eine zu gefällige Dialektik. In der Realität kann eine Seite die Überhand gewinnen. Wenn das junge Paar nicht nur das Wäschewaschen individualisiert, also getrennt erlebt, sondern auch die Freizeit, die Freundschaft, den Urlaub und schließlich die Sexualität, dann ist irgendwann der Punkt erreicht, wo die kollektivisierenden Gegenkräfte aufgebraucht sind. Der gehobene Konsens kann dann nicht noch weiter gehoben werden, die Kraft zur Rückwendung und zur Verdrängung ist erschöpft. Das Paar zerfällt.

Steigende Trennungs- und Scheidungsraten als kollektives Phänomen gelten als der Indikator par excellence für Individualisierung. Lassen Sie mich deshalb an diesem Punkt, bei der Trennung des Paares, meine Suche nach dem Verbleib traditionaler Bindungen und Zwänge fortführen.

4. Ein Teil wandert sicher in den gehobenen Trennungs-Konsens. Die Partner sagen *Wir* trennen uns; oder *wir* haben uns getrennt. Was ist das für ein *Wir*? Es ist nicht das Arzt-Patienten-Wir: wie fühlen wir uns heute? Es ist nicht das verschwommene völkische oder kulturelle Wir, bei dem unklar bleibt, wen es alles einschließt. Es ist ein sehr bestimmtes Wir: eine Frau, ein Mann, niemand sonst. Und doch ist es ein illusionäres Wir. Es nährt die Illusion, daß hier zwei gleichermaßen und zu gleicher Zeit gemeinsam die Trennungs-Entscheidung getroffen, eine Option wahrgenommen haben.

Das kommt vor. Aber es ist selten. Normal ist die Trennung im Streit. Über alles mögliche wird gestritten, über Schlamperei und Ordnung, Geld, Sex, Lügen und Video. Aber um all das geht es nicht.

Was wirklich und letztlich umstritten ist, ist die Trennung selbst. Die/der eine will sie, der/die andere nicht. Wer gewinnt? Immer der/die, der gehen will. Bis zur Novellierung des Familienrechts in 1977 konnte sich der/die Bewahrerin des Paares noch durchsetzen. Seither ist es umgekehrt. Faktisch, moralisch und rechtlich ist die Gesellschaft auf die Seite derjenigen umgeschwenkt, die die Trennung wählen. Egal wie man wertend dazu steht: Hier ist ein Trend zu erkennen – und ein ganz starker empirischer Punkt für die Verfechter der Individualisierungstheorie.

So scheint es wenigstens. A erweitert seine Optionen, wählt die Trennung. Und was wählt B? B hat keine Wahl. Die Option zwischen Zusammenbleiben und Auseinandergehen ist ihm genommen – von A. B kann nur noch sich abfinden und irgendwann einwilligen – und somit nachträglich den illusionären Trennungs-Konsens zu einem realen machen. Reden wir nicht von der Schmerzlichkeit des Prozesses, die eine besondere ist: weil einem eine Wahlmöglichkeit von besonderer Wichtigkeit, von einem besonders geliebten Partner in einer besonders auf Gleichheit normierten Institution abgenommen wird. Reden wir als Theoretiker: Die gewonnene Wahlmöglichkeit des einen bedeutet den Verlust der Wahlmöglichkeit des anderen. Oder: Individualisierung als Freisetzung aus traditionellen Mustern (der lebenslangen Ehe) bedeutet die Einrichtung von neuen Erzwingungsmustern, nicht einfach als individuelle Launen, sondern als kollektive Institutionen, gesellschaftlich und rechtlich gestützt. Dies ist der vierte Weg, den traditionale Bindungen nehmen: Im Durchlauferhitzer von Individualisierung *verwandeln sie sich in neue Erzwingungsmuster*.

Das ist das Gegenteil von dem, was Individualisierungstheoretiker meinen, wenn sie vom Entstehen neuer Zwänge sprechen. Sie meinen den Zwang zu wählen. Was aber entsteht, ist der Zwang, nicht wählen zu können.

5. Ich komme nun, endlich, zu dem Weg, den die Individualisierungstheorie als Königsweg für traditionale Bindungen vorgesehen hat: Sie sollen sich in alternative, neue Lebensformen verwandeln. *Nach* der Trennung kann man studieren, umschulen, in einen Beruf einsteigen, sich bei Greenpeace engagieren, eine neue Partnerin wählen. Daß man aus einer Fülle der Möglichkeiten wählen kann und muß – dafür hat sich der Begriff der Bastelbiographie schnell eingepreßt. Daß nicht alle alles wählen können, und daß die Wahlmöglichkeiten besonders eingeschränkt sind, wenn man alt, arm, wenig gebildet, Frau mit Kindern ist, sehen auch die Verfechter der Individualisierungsthese.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf zwei andere Punkte lenken. Der eine betrifft das Fortdauern von Bindungen, die durch die Trennung scheinbar durchtrennt wurden, in der Latenz. Das Paar, das es – zumindest nach dem Willen des einen von beiden – nicht mehr geben soll, will nicht aufhören zu existieren. Wie Blei, oder wie Flügel der Hoffnung, hängen die Bindungen auch denen, die sie abschütteln wollen, noch an. Wie lange, ist empirisch nicht erforscht. Die Volksweisheit, derzufolge es genau so lange dauert, eine Bindung loszuwerden wie sie vorher gedauert hat, geht wohl nicht ganz fehl. Die am längsten bestehenden Bindungen sind am schwersten abzuwählen. Sie bleiben im Untergrund einfach da und beschäftigen uns. Sie machen uns zärtlich oder wütend. Der im inneren Monolog sich fortsetzende Streit, der Haß auf einen Partner, der längst über alle Berge ist, zeigen an, wie stark wir noch an ihm hängen. Es ist dieses untergründige Fortdauern des Paares, das seinen individualisierten Teilen die Freiheit nimmt, neu zu wählen – und hätten sie noch so viele Möglichkeiten. Es gehört, wie Sie wissen, zu den Paradoxien der Verdrängung, daß sie uns umso mehr an das Verdrängte bindet, je weniger wir von dieser Bindung wissen wollen.

Und wenn denn, im Laufe der Zeit, die Bindungen sich tatsächlich lösen und neue Ankerpunkte finden: eine Verwandlung von Herkunftsbindungen in Wahlbindungen ist dies nicht. Vielmehr verwandeln sich Wahlbindungen in Wahlbindungen. Je häufiger dies geschieht – dies ist der zweite, empirisches Nachforschen verdienende Punkt –, je häufiger man von einem Job zum nächsten, von einem Partner zum nächsten wandert und je kürzer man bleibt, desto mehr entwerten sich die Wahlbindungen gegenseitig – im Vergleich zu den Herkunftsbindungen, die ungewählt und früher und länger da sind.

An wen wenden sich die modernen Menschen, wenn ihr Paar zerbricht? Der nächste Partner steht selten sogleich zur Wahl bereit. Der Psychotherapeut ist fern und teuer, mit dem Pfarrer hat man nichts mehr zu schaffen. Da sind es Eltern, Geschwister, Großeltern, Tanten, Jugendfreunde, also altvertraute Personen, bei denen man Halt und Unterstützung sucht. Wir wählen

diese Bindungen nicht. Wir haben sie auch früher nicht gewählt. Wir haben sie nie wählen können. Und wir werden sie nie abwählen können. Sie sind immer schon da. Und sie bleiben. Darin liegt ihre unvergleichliche, von keiner erwählten Bindung einzuholende Qualität. Auch wenn wir uns mit den Eltern zerstritten, mit den alten Freunden auseinandergelebt haben: die latenten Bindungen lassen sich in der Regel aktivieren. Wir wissen empirisch, daß das geschieht, und müßten es genauer untersuchen. Der Individualisierungsprozeß, der in der Trennung des Paares, also in der Auflösung einer Wahlbindung gipfelt, führt zur Rückverwandlung dieser Wahlbindung in nicht gewählte Herkunftsbindungen. (Ich habe dies vorher schon, anhand der Bindungen *innerhalb* des Paares, als »zweiten Weg« in der Systematik der Bindungsschicksale beschrieben.)

Noch deutlicher wird dies, sofern das sich trennende Paar Kinder hat. Mag sein, daß das moderne Paar gewählt hat, Kinder zu haben. Wenn sie aber da sind, hat es nicht mehr die Wahl, sie so oder so oder überhaupt nicht mehr zu wollen. Erst recht die Kinder haben keine Wahl. Während die Eltern ihre Wahlbindung aus freien Stücken lösen, kämpfen sie erbittert um die Bindung zum Kind, um dessen Herkunftsbindung. Die Herkunftsbindungen lösen die Wahlbindungen ab – und nicht umgekehrt, wie es die soziologische Tradition und die Individualisierungsthese als ihr jüngster Sproß in unsere Köpfe eingepflanzt haben.

Die Suche danach, was mit den freigesetzten Paarbindungen geschieht, ist damit noch nicht beendet. Die Freisetzung produziert, wie man heute sagt, Alleinerziehende, das heißt Familien, die ihre Wahlbindungen ganz und gar abgestoßen haben und nur noch aus Herkunftsbindungen bestehen. Weit entfernt davon, die Kluft zwischen den Generationen aufzureißen, geht der Trend dahin, drei und vier Generationen zusammenzubinden, also Herkunftsbindungen nicht nur zu verstärken, sondern auch zu verlängern. Die rüstigen Rentner helfen heute den Enkeln nicht nur materiell und handfest, sondern in jeder Beziehung – womöglich mehr als je zuvor.

Gleichwohl sind alleinerziehende Frauen heute in besonderem Maße Individualisierungsoffer und unterstützungsbedürftig. Wen rufen sie – oder wir als ihre Fürsprecher – politisch an: wegen Sozial- und Erziehungshilfe, wegen Kindergärten und Steuererleichterungen? Nicht die Europäische Union, die UNO, die Welthungerhilfe, sondern ihre Kommune und die Bundesrepublik Deutschland. Die Versorgungsbindungen, zum Partner der Wahl zerschnitten, verwandeln sich in Bindungen an den Sozialstaat. Solange dieser im nationalen Rahmen organisiert ist – und nicht etwa als Weltsozialstaat –, und solange wir in ihn hineingeboren werden, sind das *nationale* Herkunftsbindun-

gen. Individualisierungsprozesse ziehen Wahlbindungen aus dem Paar heraus und bilden sie in nationale Herkunftsbindingen um. Bevor Sie mich als Nationalisten prügeln: Es könnten auch über- oder internationale Bindungen sein. Unsere Bindungen sind nicht an sich nationale oder regionale oder supranationale. Sie wandern jeweils in den Rahmen, in dem sie bedient werden – dahin aber dann auch: gegen unser Wollen, ohne unser Wissen. Kollektivierungsprozesse, obwohl von uns selbst betrieben, scheren sich um unser ideologisches Selbstverständnis nicht. Sie orientieren sich an den Realitäten. In ihnen waltet kein Raunen der Vergangenheit, keine Metaphysik, keine Fiktion, keine Illusion. Illusionär ist nur eine Vorstellung von Individualisierung, die von fortschreitenden und realen Kollektivierungen keine Kenntnis nimmt.

6. Die – vorläufig – letzte Station auf meiner Suche nach dem Verbleib sich auflösender Paarbeziehungen ist wieder das Paar selbst, diesmal aber nicht als individuelle, handfeste Zweisamkeit, sondern als Träger einer kollektiven Idee der Zweisamkeit. Meine These lautet: Die sich auflösenden individuellen Liebes- oder Ehebindungen verwandeln sich, in den Köpfen der Beteiligten, in kollektive Bindungen an den Wert von Liebe und Ehe. Der Wert der Liebe ebenso wie der Wert der Ehe werden bestärkt dadurch, daß individuelle Liebes- und Ehebindungen aufgelöst werden.

Dies ist nun eine besonders paradoxe Wendung. Sie widerspricht vollständig dem gesunden Menschenverstand, dem konservativen Kulturpessimismus und der Individualisierungsthese, die ja allesamt in Trennungen und Scheidungen das Menetekel für die Auflösung der traditionellen Institution der Ehe sehen.

Dagegen ist meine Überlegung die folgende: In jedem Paar gibt es von Anfang an kollektive Phantasie, oder nüchterner: eine sozial geprägte Vorstellung von einem liebe- und verständnisvollen, harmonischen Zusammenleben. Dies ist eine kollektive, von vielen geteilte Wertvorstellung. In den Niederungen des Alltags wird sie individuell enttäuscht. Zwei Reaktionen sind denkbar: entweder schleift das Paar sein Idealbild an der Realität ab; es lockert seine Bindung an die kollektiven Werte der Liebe und des Verständnisses. Oder es hält diese kollektiven Wertansprüche als verbindlich hoch und löst die eigene individuelle Bindung als unzulänglich auf. In der Trennung trennen wir uns von einer Person und von einer individuellen Bindung, nicht von der Liebesbindung als Institution. Um das Argument noch ein Stück weiter zu treiben: Bevor die Liebe als Institution im Alltag des individuellen Paares verschlissen wird, gibt dieses sich selbst auf. Noch etwas dramatischer: Das Paar opfert seine individuelle Bindung auf dem Altar einer kollektiven Vorstellung von Lie-

be. Die brüchig gewordenen Bindungen an einen Partner aus Fleisch und Blut verwandeln sich in Bindungen an eine Idee, also in reine Wertbindungen, die von einem größeren Kollektiv geteilt werden. Die Institution des Liebespaares geht aus allen Individualisierungen als Sieger hervor. Sie hat heute soviel kollektives Gewicht, daß man meinen könnte, daß sie die Institution der kirchlichen oder staatlichen Ehe gar nicht mehr braucht.

Umso verwunderlicher ist es, daß sich auch die Institution der Ehe durch alle Individualisierungen hindurch verstärkt. Auch gleichgeschlechtliche Paare wollen heute heiraten. Auch unverheiratete Paare wollen steuerlich, rechtlich und moralisch so behandelt werden, als ob sie verheiratet wären. Die Ehe als Idee ist auf der ganzen Linie im Vormarsch.

Ich formuliere apodiktisch, um die empirischen Gegenargumente auf den Plan zu rufen: Erklären nicht immer mehr junge Leute, daß sie die Ehe für unnötig halten? Wird die Heirat nicht immer weiter hinausgeschoben, mittlerweile fast bis zum 30. Jahr? Scheuen nicht immer mehr Geschiedene vor einer zweiten oder dritten Ehe zurück? Steigt nicht die Zahl der Singles? Heißt es nicht überall: »Ich will mich selbst verwirklichen. Die Ehe ist nichts für mich«?

All dies kann anzeigen, daß die Ehe als individuelle Willens- und Gemeinschaft schwächer wird, und trotzdem als kollektive Vorstellung vom Liebespaar stärker. Ob das empirisch zwingend ist, wäre zu prüfen. Aber wenn die empirische Forschung neues Terrain betreten soll, müssen erst neue Fragen gestellt werden. In diesem Sinne verstehe ich meine Denkfigur der Dialektik von Kollektivisierung und Individualisierung als ein Suchprogramm: Wo überall und in welcher Form tauchen die Bindungen und Zwänge wieder auf, die sich in der Individualisierung scheinbar verflüchtigen? Das sich ausdehnende und weitgehend unerkannte Reich der Kollektivisierungsprozesse sehe ich als Entdeckungsfeld meiner Soziologie an – Individualisierungen sind nur Durchgangsstationen.

Auch die Verfechter der Individualisierungsthese nehmen vermutlich für sich in Anspruch, das Ineinandergreifen von Individualisierung und Kollektivisierung zu sehen. Dann verschiebt sich allerdings das Problem – zu der Frage, warum aus dem faszinierenden Dualismus nur der Individualisierungsbegriff herausgegriffen und zum Signum der Moderne erklärt wurde.

Meine Vermutung ist die folgende. Nach zwei politisch verordneten Kollektivierungsschüben – im Dritten Reich mit ungeheuerlichen, in der DDR mit schlimmen Folgen – ist hierzulande alles, was mit Kollektiv und Gemeinschaft zu tun hat, in hohem Maße suspekt und diskreditiert. Der Begriff der Individualisierung enthält demgegenüber eine Verheißung: daß das, was als die Wurzel vergangener Übel angesehen wird, nämlich Autoritätshörigkeit

und Gruppenhörigkeit qua Herkunft, sich auflöse. So gesehen ist die Idee der Individualisierung tatsächlich eine erlösende. Nur solche soziologischen Begriffe, die eine Erlösungskomponente haben, werden wirklich populär. Der »herrschaftsfreie Diskurs« und die »sich selbst organisierenden Systeme« gehören dazu. Sie antworten auf das gleiche Problem wie der Begriff der Individualisierung: Wie werden wir die sozialen Zwänge los? Natürlich wäre es töricht, Habermas, Luhmann oder Beck erlöserische Absichten zu unterstellen oder die Schuld dafür zu geben, daß wir als Träger des Zeitgeistes ihre Begriffe – ohne alle Kautelen, die die Autoren machen – willfährig aufnehmen. So bleiben wir mit der beunruhigenden Frage, warum ausgerechnet soziologische Aufklärer die Stichworte liefern, die nach dem Ende der kollektivistischen Utopien die vakante Stelle von Leitideologien einnehmen.

Natürlich ist jeder Versuch, die soziale Welt zu begreifen, in sich selbst schon vereinseitigend und vereinfachend. Auf die halbierte Wirklichkeitssicht der andern – und ihre sozialen Funktionen – hinzuweisen, wie ich es hier getan habe, ist deshalb kein besonderes Kunststück – und bedarf selbst wieder des Korrektivs der Kritik. Oder sollten wir auf den Idealtypus einer Soziologie ohne Kontroverse zusteuern? Jeden soziologischen Ansatz unbehelligt seiner Wege gehen zu lassen, ist sicher ein sympathischer Zug zur Individualisierung. Aber der Versuch, der Wahrheit näher zu kommen, bleibt ein sozialer, also konfliktreicher Prozeß. Auch in ihm kann man nicht aussteigen aus der Dialektik von Individualisierung und Kollektivisierung.

Literatur

- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993), Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart, in: *Zeitschrift für Soziologie* 3: 178-187.
- Burkart, Günter (1993), Individualisierung und Elternschaft – Das Beispiel USA, in: *Zeitschrift für Soziologie* 3: 159-177.
- Burkart, Günter (1993), Eine Gesellschaft von nicht-autonomen biographischen Bastlerinnen und Bastlern? – Antwort auf Beck/Beck-Gernsheim, in: *Zeitschrift für Soziologie* 3: 188-191.
- Kaufmann, Jean Claude (1994), Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag. Konstanz.